

Baut Brücken!

Autor(en): **Staudinger, D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frauenbestrebungen**

Band (Jahr): - **(1919)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-327105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lungsreiches und anregendes Leben drohte, Jane Addams seelisch zu vernichten, bis einige unscheinbare äusserliche Ereignisse sie aus ihrer gewohnten Lebensbahn rissen. Dem sensitiven, warmherzigen Mädchen hatte die Not der Armen die Augen geöffnet, sie brachte ihr Wollen zur Reife. Schlecht vorbereitet, wie sie sich für das Leben unter den Armen fühlte, hatte sie doch das, was für die soziale Arbeit in erster Linie nötig ist, mühsam erworben: das Verständnis für solche, die entbehren müssen. Sie selbst hatte nicht die materielle Not, wohl aber die seelische gekannt.

Einige Freunde, die sie für den Settlementsgedanken gewonnen hatte, zogen mit ihr in das „Hull House“. Es sollte ein Zentrum werden, in welchem zwischen dem „Zuviel auf der einen und dem Zuwenig auf der andern Seite ein Ausgleich gesucht werden sollte, der den Mittelpunkt für ein höheres kommunales und soziales Leben bilden, erzieherische und philanthropische Einrichtungen schaffen und fördern und die Lebensbedingungen der arbeitenden Bevölkerung Chicagos untersuchen und verbessern sollte“. Das Ziel war nicht zu hoch gesteckt. Jane Addams vermochte dank ihrer unermüdbaren Energie und Schaffensfreudigkeit, ihrer Hingabe und intensiven Vertiefung den mannigfaltigen Aufgaben gerecht zu werden. Die Arbeitsgebiete, die vom Settlement übernommen wurden, sollten nicht durch ein festes Programm bestimmt, sondern aus den Bedürfnissen der Bevölkerung — vorwiegend Einwanderer — hervorgehen.

Einer der Hauptarbeitszweige der Settlements sind die Klubs, Klub für Kinder, für Jugendliche, für Männer und Frauen und Greise. Dem Verlangen nach Freude, Geselligkeit und Belehrung wurde in weitgehendstem Masse durch Vorträge, Volksunterhaltungen, Feste, Tanzstunden, Errichtung eines Museums, Kurse aller Art usw. entsprochen. Dieser Kulturarbeit lag der Gedanke zugrunde, dass „alle Menschen Anspruch auf edle Lebenswerte haben“.

Neben der erzieherischen, geselligen Arbeit musste eine tiefgründige Armenpflege einsetzen, die wiederum nach weitgehender Sozialreform und besserer sozialer Gesetzgebung verlangte, ohne welche die Arbeit im Settlement Stückwerk geblieben wäre. Bald musste sich Jane Addams mit den schweren Problemen der Arbeitslosigkeit, der jugendlichen Verwahrlosung, der Kindersterblichkeit, der Altersfürsorge usw. abgeben, bald ihre ganze Arbeitskraft und Persönlichkeit einsetzen, um bessere sanitäre Verhältnisse, eine energischere Handhabung der Gesetze herbeizuführen. Sie half bei den Vorarbeiten für ein Arbeiter- und Kinderschutzgesetz. Soviel Enttäuschungen ihr auch das Leben und die Arbeit mit den Armen brachten, die aufreibendsten Kämpfe musste sie mit den Behörden führen, die durch ihre Laxheit und Bestechlichkeit ihr oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten.

Bald gab es keine städtischen und staatlichen Kommissionen mehr, die sich mit Sozialreformen befassten, in welcher Jane Addams nicht mit zu Rate gezogen worden wäre. Es war wohl nicht nur eine Phrase, wenn sie

von dem Bürgermeister der Stadt in einer Begrüssungsrede als „grösster und erster Bürger von Chicago“ bezeichnet wurde.

Trotz des grossen Erfolges, der Jane Addams bei den meisten Unternehmungen begleitete, musste sie immer wieder Krisen der Mutlosigkeit durchmachen, weil das Erreichte nur ein kleiner Schritt auf dem Wege zu den gesteckten Zielen war und sie sich der Kompromisse in der sozialen Arbeit immer bewusst blieb.

Ihre Mitarbeiter wurden ihr eine Quelle der Kraft, es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen unter den Bewohnern des Settlements, dessen Seele Jane Addams blieb.

Nur durch Flottmachen aller brachliegenden Kräfte und das Zusammenarbeiten Gleichgesinnter kann eine gerechtere Welt aus den Trümmern erstehen. — Seit dem Kriege hat sich Jane Addams der Friedensarbeit zugewendet und blieb ihren Ueberzeugungen auch nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg treu, obwohl sie sich dadurch die Feindschaft der offiziellen Kreise zuzog und ihre ganze Stellung riskierte. Um für einen gerechten, dauernden Frieden zu wirken, kommt die grosse Amerikanerin nach Zürich. Halten wir unsere Herzen offen, und helfen wir den Führerinnen auf ihrem schweren Wege!

G. R.

Baut Brücken!

Wir leben in Zeiten ungeheurer Entscheidung. Niemand wird sich den Gedanken verschliessen können, die — verheissungsvoll und doch zugleich tief beunruhigend — die Welt ringsum bewegen. Auf Sturm und Brand des Weltkrieges folgt nun als nächste Welle die soziale Umgestaltung, die sich als Bürgerkrieg anzukündigen scheint, als solcher uns schon umtobt. Und wenn es der Schweiz geschenkt war, von der ersten Woge bewahrt zu bleiben, so wäre es Blindheit, wollten wir erwarten, dass nun auch diese mächtige Flut an ihr vorüberspülen müsste. Wir dürfen es wohl nicht einmal wünschen; denn dieser Kampf, der bei uns genau so wie überall seine Wurzeln und seine Nahrung hat, muss doch von uns durchgekämpft werden, und seine Lösungen können uns nicht von aussen gegeben werden.

Wohl aber haben wir noch die Hoffnung, dass die Umgestaltung, die sich ankündigt, auf friedlichem Wege vollzogen werden könne; in der Schweiz gewiss noch mehr als anderwärts. Darf sie doch mit Menschen rechnen, die nicht durch furchtbare Kriegsjahre die Orientierung verloren haben und um die Achtung vor dem Menschenleben gebracht worden sind; und bieten doch ihre freieren politischen Formen die Möglichkeit gemeinsamen Aufbaus durch alle Volkskreise. Aber könnten diese Vorzüge nicht auch zu Gefahren werden? Andererseits ist gerade die scheinbare Gerechtigkeit und Freiheit der Demokratie leicht eine Hemmung des wahren Fortschritts, weil die Form die tatsächlichen Unfreiheiten und Ungerechtigkeiten verhüllt. Und es liesse sich auch sagen, dass Menschen, die durch die Kriegsleiden durchrüttelt

wurden, viel weniger zäh am Bestehenden hängen, viel eher bereit sind, Neues zu ergreifen, als eine Bevölkerung, die vom Schwersten bewahrt blieb. Mit diesem Neuen aber ringt heute schon die Menschheit, es bricht sich unaufhaltsam Bahn, und anstatt uns ihm noch länger zu verschliessen, müssen wir wohl unsere ganzen Kräfte darauf verwenden, ihm die Wege so zu bereiten, dass es segnend statt verheerend seinen Einzug halten kann.

Wie wir uns im Einzelnen auch zu diesem Neuen stellen — wie sehr auch gerade das Trennende sich heute geltend macht und nicht verwischt werden darf — so eint uns alle doch heute das Gefühl der Verantwortung. Dies treibt uns dazu, Brücken zu bauen; von einem Lager zum anderen, vor allem aber auch vom Heute zum Morgen. Dies treibt uns dazu, nicht wieder in das gleiche Versäumnis zu fallen, das bei Ausbruch des Weltkrieges die grosse Schuld der Frauen wurde, sondern noch jetzt, solange es vielleicht noch Zeit ist, gegenseitiges Verstehen zu wecken, Gerechtigkeit zu üben damit in der furchtbaren Flut von Zerstörung und Verneinung, die höher und höher zu steigen scheint, doch aufbauende Kräfte am Werke seien, die etwas hinüberretten vom bleibenden gemeinsamen Gut, damit in dem Dunkel, das uns umgibt, doch überall Funken des Lichtes, der Liebe und des Vertrauens erhalten bleiben, die uns nicht ganz abirren lassen.

Das Neue, das die einen so erschreckt, die anderen zu leidenschaftlicher Begeisterung bewegt, der Sozialismus, der sich ankündigt, ist im Grunde auch dem Bürgertum nichts Neues mehr. Denn dass der Sozialismus weit über das hinausgehe, was er an sozialen Reformen forderte und verwirklichte, wusste man ja stets. Man pflegte zwar gern die soziale Bewegung nur aus der Not der Massen heraus zu erklären, man sympathisierte mit der Richtung in der Sozialdemokratie, die diesen Kampf um soziale Reformen ganz in den Vordergrund rückte, aber weite Kreise des Bürgertums waren im Innern doch dankbar dafür, dass über allem immer wieder das letzte sozialistische Ideal aufleuchtete, ohne welches das Leben doch unsagbar kalt und öde gewesen wäre. Dieses Gemeinschaftsideal, das nach Ueberwindung der Privatwirtschaft ein neues Zusammenleben der Menschen auf Grund einer gemeinschaftlich orientierten und geregelten Arbeit forderte, das kam der menschlichen Sehnsucht Aller entgegen, die in der bestehenden Ordnung ihre eigentliche Befriedigung nicht finden konnten. Und als jener Sozialismus, der sich im Kleinkampf aufgerieben hatte, vom Bestehenden fast aufgesaugt worden war, dann im Sturme des Krieges zusammenbrach, rief das wohl gerade bei vielen sogenannten Bürgerlichen eine tiefe schmerzliche Enttäuschung hervor.

Nun ist diese Enttäuschung einem Schrecken und Grauen gewichen, nachdem aus den Trümmern des zusammengebrochenen Sozialismus ein anderer erstanden ist, der das einst noch so ferne Ziel der sozialen Umgestaltung in greifbare Nähe rückt, der es, in schroffer Absage an alles Bestehende und an die bisherige sozialdemo-

kratische Taktik, mit anderen Mitteln verwirklichen will. Der Schrecken vor dem „Bolschewismus“ ist ja gewiss bei vielen Menschen einfach nur die Angst um ihren Besitz und ihr gewohntes Leben. Bei sehr vielen ist er aber auch die ernste Sorge, dass durch seine Methoden wertvollste kulturelle und sittliche Güter verloren gehen und das sozialistische Ideal auf lange Zeit hin verdunkelt, seine Verwirklichung unmöglich gemacht werden könnte.

Gewiss ist diese Sorge berechtigt; man kann nicht ernst und eindringlich genug auf die Irrtümer und Gefahren dieses „radikalen“ Sozialismus hinweisen. Zum Beispiel rechnet er ja viel zu wenig mit den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich einer Verwirklichung durch Diktatur und Herrschaft einer Minderheit, wie er sie sich träumt, entgegenstellen; nicht nur bei den weiten Volksschichten, die ihm noch nicht anhängen, sondern auch in der Mentalität und der Veranlagung des Proletariats selbst. Er übersieht den tiefen Wert der demokratischen Zusammenarbeit aller Volkskreise. Sein grösster Irrtum ist, dass er Aufgaben, für welche nur schaffende, positive Kräfte wirken können, durch Gewalt lösen will; dass er sich mit ihr verbindet, die die grösste Feindin des Sozialismus ist. Aber diese Bewegung, die aus Verzweiflung und Zusammenbruch, aus Hass und Erbitterung geboren ist, trägt doch zugleich auch das höchste Ideal in sich und die tiefe Sehnsucht nach einem anderen, menschlich orientierten Leben. Sie vertritt neben Irrtümern und Fehlern auch Meinungen, über die sich zum mindesten streiten liesse, die von vielen Menschen als Wahrheiten empfunden werden. Sie will z. B. mit dem nur politischen, parlamentarischen Kampfe brechen in der Erkenntnis, dass eine so tiefgreifende Umgestaltung auf diesem Wege nicht erreicht werden kann, sondern vor allem auf wirtschaftlichem Boden vorbereitet werden muss. Sie wird von der Meinung getrieben, dass heute eine solche Neugestaltung schneller und gründlicher — nicht nur einsetzen kann, sondern um der Menschheit willen auch einsetzen muss, selbst wenn es durch Opfer und Wirrnisse hindurchgehen müsste.

Gewiss kann man über diese Ansichten verschiedener Meinung sein. Aber es wäre verhängnisvoll, wenn die gerechte und sachliche Auseinandersetzung der Anschauungen zwischen Bürgertum und Sozialismus immer mehr zurückdrängt würde durch eine absolute gegenseitige Verurteilung und durch Bedrohung mit Gewaltmitteln. Dieser Entwicklung aber scheinen wir mehr und mehr zuzusteuern. Man richtet im Bürgertum lediglich den Blick auf das Gewaltprinzip des Bolschewismus und vergisst, dass es dort nur gefördert und hervorgerufen wird durch die Gewaltanwendung des Bürgertums. Man beruft sich auf Elemente, die heute zweifellos in der Sozialdemokratie ihr Wesen treiben, die in Machthunger und Zerstörungsdrang vom Imperialismus gelernt haben, und derart den Sozialismus von innen heraus bedrohen. Darum wird der Sozialismus sich auch von ihnen reinigen müssen, und er wird es tun. Kann man aber ernstlich glauben, ihm darin helfen zu können, indem man mit Gewalt droht?

Jene Elemente werden dadurch nimmermehr überwunden, sondern nur unterstützt, weil dann auch die Massen, die nichts anderes wollen, als aus Not und Dunkel ans Licht zu dringen, der Gewalt in die Arme getrieben werden.

Statt uns auf die gewalttätigen und machthungrigen Sozialisten zu berufen, sollten wir umgekehrt einmal bedenken, welches Wunder es eigentlich ist, dass das Proletariat so wenig Gewalt anwendet! Es muss täglich die furchtbaren Kontraste zwischen Luxus und Elend mit ansehen, es muss die schreiende Ungerechtigkeit unserer heutigen Ordnung — in der Gegenwart verschärft — am eigenen Leben spüren, es muss auf Schritt und Tritt einer tiefen Verständnislosigkeit für seine Forderungen und Ideale begegnen und blieb doch solange ruhig. Es ist durch Schule und Militär, durch das ganze Beispiel unserer Gesellschaft und vor allem durch die Kriegsjahre direkt in der Achtung vor der Gewalt und im Glauben an sie erzogen worden, es muss scheinbare Erfolge der Gewalt erleben — und es sollte nicht auf den Gedanken kommen, zu ihr die Zuflucht zu nehmen? Ein Wunder wäre es nicht, aber es wäre ein furchtbares Verhängnis für die grosse eigene Sache des Volkes! **Und wenn es dem Bürgertum gelingen würde, durch rechtzeitiges Entgegenkommen, durch Abkehr von den einseitigen Gewaltmethoden und durch offenes Vertrauen die sozialistische Bewegung in reinen Bahnen zu erhalten, so würde es damit einen grossen Teil seiner Schuld am Proletariat wieder gutmachen können.**

Dies Proletariat sehnt sich in seiner überwiegenden Mehrheit nicht nach blutigen und zweifelhaften Lösungen, aber es will eine tiefgreifende Umgestaltung unserer Ordnung. Es hat das sozialistische Ideal mit der ganzen Glut seiner hungrigen Seele erfasst, es wird seine Energien entfalten, wenn sich ihm Wege bieten, die neue Ordnung aufzubauen. Aber es muss notwendig immer mehr in Erbitterung getrieben werden, wenn seiner Sehnsucht, wo nicht mit Waffengewalt, so doch mit halbem und mattem Entgegenkommen geantwortet wird.

Noch immer ist es Zeit, Brücken zu bauen zu diesen Menschen. Aber es müsste geschehen in voller Ehrlichkeit und Hingabe und ganz ohne den Hintergedanken, sie etwa doch noch für unsere alte Welt gewinnen zu können. Nein, mit dieser Welt sind sie fertig, sie haben in ihr nichts mehr, was sie hält, sie drängen vorwärts, und es wird nun, da Krieg und Revolution einmal die Dinge ins Rollen gebracht haben, kein Zurück mehr geben. Die Frage, die brennende Frage ist nur, ob wir auf beiden Seiten grosszügig, stark und weitherzig genug sind, um vom Heute zum Morgen Brücken schlagen zu können, ob es uns gelingt, das, was am Bolschewismus berechtigt und wahr ist, von seinen Irrtümern und Fehlern loszulösen, die gewaltigen Energien, die er in Fluss gebracht hat, zum Schaffen und Aufbauen anzuwenden statt zum Zerstören. Es gibt auf Seiten des Bürgertums da nur die eine Möglichkeit: selbst mit Hand anzulegen an dieses Werk, alle sich bietenden Wege gemeinsam mit dem Proletariat zu beschreiten, um aus der Privatwirt-

schaft zur Sozialwirtschaft, aus dem kapitalistischen Heute zum sozialistischen Morgen zu gelangen.

Wie aber kann man das überhaupt einem Menschen zumuten, der sich zum Bürgertum rechnet und nicht auf dem Boden des Sozialismus steht? Ist dies nicht schlechterdings unmöglich? Wohl kann man von ihm erwarten, dass er Verständnis für die Not des Volkes besitzt, und dass er seinen Forderungen so weit nachkommt, als dies auf seinem Boden, auf dem der bürgerlichen Welt, möglich ist. Kann man aber verlangen, dass er selbst an der Ueberwindung dieser Welt mitarbeite, eine andere aufbauen helfe?

Ich glaube, dass wir aus diesem Konflikt nicht herauskommen können, solange wir nur auf dem Boden des politischen und sozialen Kampfes stehen; hier werden wir uns trotz aller ehrlichen Versuche nicht finden können. Was uns aber heute eint, das ist das gemeinsame Gefühl der Verantwortlichkeit, und dies führt uns schon über jenen Boden hinaus und hebt uns in eine Sphäre, die wir überhaupt zu erreichen suchen müssen, wenn wir über politische und soziale Auseinandersetzungen hinweg zu einer Volksgemeinschaft gelangen wollen.

Aus dieser Sphäre stammt jene tiefe Dankbarkeit für das sozialistische Ideal, das wir bei so vielen der sogenannten Bürgerlichen finden. Sie stimmen ihm zu, weil ihre edelste menschliche Sehnsucht sie immer wieder dahin weist, weil in ihrem Gewissen eine Stimme nicht aufhört sie zu rufen, aus unserer heutigen Ordnung hinaus und hin zu einem anderen menschlichen Zusammenleben. Diese neue Ordnung erhält eben ihre höchste Orientierung vom letzten Ziel der Menschheit überhaupt, vom Reiche der Gottesherrschaft und der Bruderschaft. Darum werden alle Menschen, denen die Botschaft Jesu noch Leben und heilige Aufforderung ist, und die das Gottesreich nicht nur als Trost jenseits des Grabes erhoffen, sich finden können, ja finden müssen mit dem Sozialismus, der eine Stufe ist auf dem Wege; mit einem Sozialismus, der freilich gleich entfernt ist vom Bolschewismus wie vom politischen und wirtschaftlichen Kleinkrieg, der aber ganz entschieden und radikal ist und Politik, Wirtschaft und den ganzen Alltag erfasst.

Zeiten wie die unseren werden nur durch diese letzte und höchste Orientierung erhellt und durchlebt werden können. Und wie der Sozialismus Kraft und Leben bekommt durch die Botschaft vom Gottesreich, so wird diese Botschaft auch für alle die, welche heute noch zögernd vor dem Schritt in das Neuland zurückbeben, Ermunterung und auch Aufforderung, den Schritt zu wagen. Ihn zu wagen im Glauben. Wir dürfen ja nicht nur glauben an die vielen Kräfte, die sich überall im Volk regen, und die sich nur deshalb unheilvoll zu entladen drohen, weil ihnen noch die rechte Gelegenheit zu schöpferischem Auswirken fehlt. Wir dürfen vor allem glauben an die unendliche Macht, die über uns steht, die uns ihre Hilfe gar nicht versagen kann, weil ja sie es ist, die uns in das Bruderreich und Gottesreich ruft.

Diesem Rufe folgend, tun wir den Schritt in die nächste Zukunft, unter diesem Zeichen finden wir Eini

gung, können wir Brücken bauen in ein neues Land. Wieder heisst es: ziehe aus aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft — so wird es wohl durch Wüsten und Meere gehen müssen —, aber unter der Verheissung: in ein Land, das ich dir zeigen will. D. Staudinger.

Ein Jubiläum.

In ihrer Nummer vom 18. April erinnert die „Neue Schweizer Zeitung“ daran, dass gerade 50 Jahre verflossen, seit unsere zürcherische Staatsverfassung von den Stimmberechtigten mit grosser Mehrheit angenommen wurde. Es war der erste konsequente Versuch, „die Idee einer reinen Volksherrschaft in einer den modernen Kulturverhältnissen entsprechenden Form durchzuführen“. Zürich ist damit den andern Kantonen der Schweiz mit gutem Beispiel vorgegangen. Sollte es nun nicht den 50. Jahrestag dieses Ereignisses damit feiern, dass es wieder mutig einen Schritt vorwärts tut und nun der andern Hälfte des Volkes die Segnungen einer wahrhaft demokratischen Verfassung zuteil werden lässt, indem es in diesem Jahre des Heils 1919 den Frauen das Stimmrecht, die volle politische Gleichberechtigung mit den Männern verleiht? Könnte es eine schönere Jubiläumsfeier geben, würde es sich damit nicht seiner Väter, seiner demokratischen Traditionen würdig erweisen? Auch die Verfassung von 1869 war ein Wagnis, aber die Zukunft hat ihm recht gegeben. Sollte das nicht auch der Fall sein mit dem Wagnis des Frauenstimmrechts? Oder haben die Söhne nicht mehr den Mut ihrer Väter? Wollen sie nicht mehr führen, sondern warten, bis Andere ihnen den Weg gewiesen? Noch hoffen wir das Gegenteil. Wir können und wollen nicht glauben, dass Zürich sich die Ehre nehmen lasse, der erste Kanton mit Frauenstimmrecht zu sein, wie es der erste war mit einer wirklich demokratischen Verfassung.

K. H.

Aus der Bundesversammlung.

Sind unsere Landesväter unantastbar und, Heiligen gleich, während der Bundesversammlung auf ihren kurulischen Sesseln festgeschraubt? Das war die Frage, welche die zwei ersten sehr ausgedehnten Sitzungen der letzten Session unseres Parlamentes gefüllt hat. Welche Flut von Redekunst ist über diese so einfache Frage geflossen! Dass das Vaterland in Gefahr geraten wäre, wenn neun in einen Prozess hineingezogene Nationalräte im Rate der Weisen gefehlt hätten, wird wohl keinem dünken. Und wenn auch gesagt worden ist, dass die parlamentarische Immunität nicht ein Privileg der Person, sondern dem Volke und nicht seinen Vertretern zuliebe aufgestellt worden sei, so scheint es doch, als ob die Verteidiger derselben mehr pro domo gesprochen haben, als dass sie das Wohl des Volkes vor Augen gehabt hätten. In der Bundesverfassung fehlt die Immunität, doch ersetzt das Garantiegesez, das 1851 eingeführt wurde, diese Lücke und gibt den Mitgliedern der Bundesversammlung ein Vorrecht, das gewöhnliche Sterbliche entbehren

müssen. Das Garantiegesez wurde aber eingeführt, um sie vor ungerechter oder tendenziöser Verfolgung zu schützen. Jedoch gibt das Gesez dem Nationalrat das Recht, einem angeklagten Kollegen diesen besonderen Vorzug zu entziehen, wenn die Anklage gerechtfertigt ist und regelmässig vor sich geht. So scheint es in der Ordnung, da es sich in diesem Fall, dem Landesstreikprozess, um eine motivierte Anklage handelte, dass die parlamentarische Immunität mit 83 gegen 50 Stimmen aufgehoben wurde. Dass die Debatten immer sehr erbaulich gewesen wären, könnte man kaum behaupten. Die lächerlichsten, ungereimtesten, albernsten Kombinationen sind aus der ausserordentlichen Lage entstanden, Landesvater und Landesverräter zugleich zu sein, und aus dem Dilemma, an zwei Orten zu gleicher Zeit anwesend sein zu müssen. Doch Ende gut, alles gut *), und die neun Nationalräte haben sich darein ergeben müssen, als gewöhnliche Sterbliche betrachtet und behandelt zu werden. Unsere gesetzgebende oberste Behörde war es unserem Volke schuldig, in der demokratischen Tradition zu beharren und keinem unnötigen und ungerechtfertigten Privileg zu huldigen.

Die zweite sensationelle Frage der letzten Tagung bildete der Vorschlag der Aufhebung der Vollmachten des Bundesrates, die seit Jahren, vornehmlich von den welschen Vertretern, mit Recht verlangt wird. Diesmal gelang es dem Ständerat, da der Nationalrat nicht imstande war, etwas anderes zu tun, als neue Vollmachten an Stelle der alten zu setzen, eine befriedigende Lösung zu finden. Seit 1914, als nach Ausbruch des Krieges dem Bundesrate die Vollmachten erteilt wurden und es hiess: *Salus patriae suprema lex esto*, hat sich die Sachlage wesentlich geändert. Es ist aber klar, dass zeitweilige Massregeln notwendig sind, da man nicht von einem Tag zum anderen vom autokratischen zum demokratischen Regime zurückkehren kann, doch ist es wichtig, dass man sobald wie möglich zur Gesetzlichkeit zurückkehrt und von den ausserordentlichen Vollmachten nur ausnahmsweise Gebrauch macht. In diesem Sinne hat der Ständerat eine Formel aufgestellt, die allgemeine Zustimmung fand. Nach diesem Beschluss behält der Bundesrat die nötige Handlungsfreiheit. Er ist aber für seine Massnahmen vor der Bundesversammlung verantwortlich, deren Sanktion erst eine Notverordnung in Kraft bestehen lässt. Es bleibt nur noch der Entscheid des Nationalrates, und es wird ein grosser Schritt zur Rückkehr in die gesetzmässige Ordnung getan worden sein.

Es wurde ferner heftig gegen die fernere Erhebung der Kriegsgewinnsteuer gekämpft in dem Sinne, dass die Steuer zum letzten Male aus den im Jahre 1918 erzielten Kriegsgewinnen erhoben werden sollte. Die diesbezügliche Motion wurde vom Rate abgelehnt. Dagegen hat der Nationalrat die Tabaksteuer angenommen, deren Ertrag zum Teil dem Kampf gegen die Tuberkulose, zum Teil

*) Ob das Ende gut gewesen, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. D. R.